

Marbacher Wissenschaftsgeschichte

Eine Schriftenreihe der Arbeitsstelle für die
Erforschung der Geschichte der Germanistik
im Deutschen Literaturarchiv Marbach

Herausgegeben von
Christoph König und Ulrich Ott

Band 4

Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute

Herausgegeben von
Ulrike Haß und Christoph König



WALLSTEIN VERLAG

Im Streit zur Literatur?

Zum proprietären Gegenstandsverständnis der Literaturwissenschaft

NIKOLAUS WEGMANN

Themen sind noch keine Probleme. Doch die Vorgabe ›Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute‹ legt es nahe, im Thema schon die zu bearbeitende Problemstellung zu sehen. Das »und« scheint ganz selbstverständlich, und damit auch die Verbindung zweier Fächer, die eigentlich schon immer zusammengehen oder zumindest zusammengehen sollen. Die Themenstellung folgt darin dem parallel formulierenden Topos von ›Sprache und Literatur‹, der es sogar bis zum gemeinsamen Fachtitel bringt: »Institut für deutsche Sprache und Literatur« heißt es z. B. an der Universität zu Köln, und damit ist auch die Selbstverständlichkeit angezeigt, mit der eine der größten germanistischen Abteilungen ihre Einheit behauptet. Zwar weiß man, dass die wirklichen Realitäten keineswegs nur als Zusammenhang, Gemeinsamkeit und einheitliche Disziplinarität gedeutet oder gar erfahren werden. Aber der Anspruch, dass dies einmal so war oder (wieder) sein sollte, wird in der Regel nicht aufgekündigt. Das Denken bleibt unter einem Dach und versteht das Tagungsthema als Gelegenheit, um dieser Einheit mit dem Engagement des ›Gesamtgermanisten‹ nachzuspüren: Man geht dann zurück auf vergangene Vereinigungsprogrammatiken als Sternstunden der Fachgeschichte, beschwört bahnbrechende institutionelle Lösungen herauf, oder man erzählt die eigene Wissenschaftlerbiographie unter dieser Leitformel einer eigentlichen, aber bislang nur »lokal« und »in Ansätzen« verwirklichten Einheit.

Das Folgende geht einen anderen Weg. Mein Referat sieht die im Thema suggerierte Zusammengehörigkeit von Linguistik und Literaturwissenschaft weder als bloße Selbstverständlichkeit noch als bislang nur verpasste *Chance* oder *Aufgabe* des Fachs – auch wenn dies bedeuten kann, das für die Tagung gestellte Thema zu verfehlen. Das Thema ist hier nur Anstoß zu einem Vergleich zwischen zwei Fächern. Dabei ist nicht ausgemacht, dass die Linguistik der primäre Kontext für die Literaturwissenschaft ist. Es interessiert vielmehr der Vergleich zwischen zwei Disziplinen anhand der einen Frage, wie sie jeweils zu ihrem ersten Gegenstand – Sprache bzw. Literatur – kommen. Insofern geht es auch im Folgenden um eine repräsentative Auskunft über das Gegenstandsverständnis der Literaturwissenschaft.¹ Umgekehrt ist damit

1 Und darin besteht eine Parallele zu Ulrike Haß, die diese Frage nach dem Gegenstand mit ihrem Beitrag in diesem Band aus der Linguistik heraus angeht.

klargestellt, dass es hier nicht um originelle Erstformulierungen, kühne Theoriebaukunst oder institutionelle Innovationen geht. Ziel ist eher das, was die Soziologie ›durchschnittliche Realität‹ nennt.

Die Linguistik, also die andere Seite dieses Vergleichs, kommt in meinem Referat nicht eigens vor. Das bleibt einem zweiten Schritt vorbehalten, bei dem dann die Linguisten klären, wie ihr Fach seinerseits den ersten Gegenstand bestimmt.

I.

Angesichts der Vielfalt in der literaturwissenschaftlichen Germanistik ist eine repräsentative Auskunft keine leichte Forderung. Man weiß das bereits in aller Deutlichkeit, wenn man im Reallexikon nachschlägt. In der dritten Auflage, also in der aktuellen Version dieser herausragenden Fachencyklopädie, schreibt Klaus Weimar im Artikel ›Literatur‹, dass das »Fehlen eines auch nur leidlichen Gegenstandsbegriffs nicht als Manko gilt.«² Dieser Satz steht im Präsens, und Weimar formuliert diese Beobachtung zugleich auch als Wissenschaftshistoriker.

In einer ersten Naivität war ich noch davon ausgegangen, dass man nur einschlägiges Material sammeln muss, dann auswertet, vulgo: auszählt, um dann sagen zu können, wie das Fach es mit seinem Gegenstand hält. Aber erstens gibt es zu viel Material. Wie viele Einführungen, wie viele Lexika, wie viele Programmatiken und Statements drängen sich nicht auf? Welcher Literaturwissenschaftler hat nicht irgendwann sein Verständnis vom Gegenstand formuliert? Zweitens, und grundsätzlicher: Es gibt gut begründete Zweifel, ob in Anbetracht des disziplinären Entwicklungsstands der Literaturwissenschaft sich auf diesem Wege überhaupt ein brauchbares Ergebnis erzielen lässt. Jens Ihwe hat jedenfalls 1971 in seinem Band ›Literaturwissenschaft und Linguistik‹ über den disziplinären Unterschied zwischen diesen beiden Fächern ein eindeutiges Urteil gefällt: »Es gibt eben in der Literaturwissenschaft noch nichts einer ›community of researchers‹ Vergleichbares.«³ Geht es in der Literaturwissenschaft um den Gegenstand, dann – so Ihwe richtig verstanden – kommt das Fach nicht über die Idiosynkrasien ihrer jeweiligen Vertreter hinaus. Mit Blick auf die hier gestellten methodischen Probleme heißt dies: Wie soll man etwas als repräsentativ fixieren, wenn der nächste Fund das eben Festgehaltene wieder auflöst?

2 Klaus Weimar, Literatur, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 2, hg. von Harald Fricke, Berlin und New York 2000, S. 443-448, hier S. 447.

3 Jens Ihwe, Zur Einleitung: Aspekte der Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsprogramm, in: *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Bd. 1, hg. von Jens Ihwe, Frankfurt am Main 1972, S. 7-16, hier S. 8.

Wenn die Empirie nicht hergibt, was man sucht, scheint eine zweite Strategie erfolgversprechender. Das überbordende Material wird eingekürzt, indem man sich auf die Methodengeschichte konzentriert. Man setzt dabei auf Avantgarden, weil der Vorhut eigentlich auch die Hauptmacht folgt – und sich so am Ende eine allgemeine Position ausbildet. Doch auch das hat entgegen der ersten Erwartung nur kurz überzeugen können. Der entscheidende Einwand sei hier als Anekdote formuliert, schon aus biographischen Gründen. Meine Geschichte handelt von einem jener legendären Oberseminare an den literaturwissenschaftlichen Theorie-Departments der 70er Jahre. Die konkrete Begebenheit geht zurück auf das Seminar von Wilhelm Voßkamp an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Reformuniversität Bielefeld – unter Eingeweihten kurz: ›LiLi-Fakultät‹ – in Bielefeld. Der Kontext: Man sitzt zusammen, *nach* dem Kolloquium, nach erhitzten Debatten über Diskurs- oder Systemtheorie. »Machen Sie sich keine Illusionen«, sagt Voßkamp zu uns Doktoranden, »was wir hier in Bielefeld und in« – er nannte noch einen kleineren Ort, irgendwo am Bodensee – »machen, das interessiert an den allermeisten Instituten in Deutschland überhaupt nicht!« Auch die Fixierung auf Theorien und Methoden war demnach schon damals nur *eine* Realität mehr des Fachs.

Hinzu kommen Zweifel, wie belastbar diese Methodendebatten für eine brauchbare Wissenschaftsgeschichtsschreibung sind. Man kann heute sehen, dass die beeindruckenden kognitiven Anstrengungen geprägt und befeuert waren vom rhetorischen Gesten des Sich-Absetzen-Wollens. Es ging um Autoritätskritik, um Überbietungsgesten. Man musste die Alten angehen, und man tat dies mit einer ›Kritik am herkömmlichen Literaturbegriff‹. Bewegung und Fortschritt musste her, am besten mit einer neuen Theorie, mit noch nicht ganz so bekannter oder schwer erhältlicher Importware, und all dies mit der Maxime, die neueste Theorie sei stets auch die beste.

Ein dritter und letzter Einwand gegen eine allzu schnelle Festlegung einer repräsentativen Realität des Fachs: Ist das Fach überhaupt souverän bei der Frage der Gegenstandsbestimmung? Ist die Literaturwissenschaft für die Aufnahme in den Stand der ausdifferenzierten Wissenschaft(en) qualifiziert? Als Gegenprobe sei das Beispiel von Physik und Chemie erinnert. Zwei Fächer, die autonom gegenüber der Gesellschaft, allein nach allgemeiner wissenschaftlicher Logik ihre Gegenstände bestimmen, und so einen ›Edelstein‹ nicht mehr primär als Kostbarkeit, sondern als spezifisches Element mit eigenem Gewicht oder Schmelzpunkt thematisieren. Ob die Literaturwissenschaft ›so weit‹ ist, wird man bezweifeln können, trotz einer durchaus beeindruckenden Reihe von Versuchen, dem Fach Mores zu lehren und ihm endlich echte und harte Wissenschaft beizubringen.

Daraus ist – wie man weiß – nicht viel geworden. Und es hat vielleicht auch gar nicht anders sein können, weil gerade das Gegenstandsverständnis

des Fachs nicht (nur) als innerwissenschaftliche Frage behandelt wird. *Definitions-macht* haben vielmehr auch die Literatur in ihrer Eigenreferenz und die Lesekultur in Gestalt der literarischen Öffentlichkeit als – in diesem Kontext – Inbegriff der gesellschaftlichen Verhältnisse.

II.

Das reicht zu einem ersten Fazit: Keine These ohne noch stärkeren Einwand, und zudem gibt es bei der Frage, wie man an jene ›durchschnittliche Realität‹ des Fachs überhaupt herankommen soll, methodische Schwierigkeiten. Ob man in dieser Situation mit der Wende ins Autobiographische oder mit dem Rat, aus den Funden nur beherzt auszuwählen, weiterkommt, ist fraglich. Kann man demnach nur Defizite, Mängel und eine unvollkommene Fachidentität feststellen? Das ist ohne Zweifel suggestiv, auch – oder gerade – weil man auf diese Weise in die Position des überlegenen Kritikers gedrängt wird, der mehr weiß als sein Fach.

Andererseits kann man einwenden, dass diese Defizitliste möglicherweise mit falschen Erwartungen misst und nur das sehen kann oder sehen will, was man als ›richtige‹ Lösung für das Problem der disziplinären Gegenstandsbestimmung schon kennt oder allein bereit ist, als eine solche Lösung überhaupt anzuerkennen. Man traut dem Fach nur das zu, was man selber bereits weiß oder schätzt. Dass das Fach möglicherweise »kreativer« bei der Arbeit an seinen Problemen ist und für eine *Frage von diesem Gewicht* möglicherweise längst schon eine Lösung gefunden hat, die wir – aus welchen Begrenzungen heraus auch immer – nur nicht sehen wollen, wird nicht gedacht. Das Folgende geht von der Vermutung aus, dass sich jene repräsentative Durchschnittlichkeit als allgemeine Systemanforderung gleichsam ›von selbst‹ einstellt. Demnach müsste es in der Disziplin etwas geben, das wir – als Angehörige des Fachs zugleich auch Teil jenes ›repräsentativen Durchschnitts‹ – bereits allgemein kennen müssen, das aber als Antwort auf die Frage – wie kommt diese so ›unvollkommene‹ Disziplin zu ihrem Gegenstand? – noch nicht von uns entdeckt ist. Das Fach mag bei der Gegenstandsfindung, wie Weimar moniert, nicht alles ›richtig‹ machen. Dass es aber gar keinen gebe, behauptet auch er nicht.

Hier weiter gedacht, behaupte ich, dass das Fach sich selbst immer schon Auskunft gibt, wie es zu seinem ersten Gegenstand steht. Diese Selbstauskunft gibt sich das Fach periodisch, stets wieder von neuem, wenn auch jeweils unvorhersehbar – und diese Auskunft scheint von ihrem Zustandekommen her sowie von der Art und Weise, wie diese Auskunft kommunikativ gewirkt ist, die immer schon gegebene Antwort auf die Frage nach dem Gegenstandsverständnis in einem so eigenen Fach wie der Literaturwissenschaft. Diese ebenso verbindliche wie repräsentative Auskunft gibt weder

eine Fachautorität im Stile eines Lachmanns, noch eine besonderes erfolgreiche Theorie. Es ist nicht die Autorität eines einzelnen und auch nicht die kognitive Leistung des Begriffs. Ungleich wirkungsmächtiger ist ein immer wiederkehrendes *kommunikatives Ereignis* – nämlich der so auch genannte und als solcher überall bekannte *Literaturstreit*.⁴

Der Literaturstreit interessiert nicht als primär innerliterarisches Ereignis, etwa als Dichterfehde oder als Angelegenheit allein der Literaturkritik. Wichtig wird er in diesem wissenschaftssystematischen Kontext als eine eigene, hocheffiziente polemogene Form literaturwissenschaftlicher Kommunikation. Entsprechend geht es im Folgenden auch nicht so sehr um Sieger und Verlierer oder um die Frage, ob die ausgetauschten Argumente – wenn es denn welche sind – berechtigt sind oder die Form wahren. Ungleich stärker interessiert die kommunikative Energie, die der Streit als eigenes Genre mobilisiert. Denn ein Streit ist eigentlich unwahrscheinlich, könnte man doch weit eher vermuten, dass angesichts der stets gegebenen Vielfalt der Positionen und der schieren Größe des Faches es zu einer allgemeinen Koexistenz, ja Indifferenz kommt: Jeder sagt, was er aus welchen Gründen auch immer für ›richtig‹ hält – und man kann genau so verfahren, weil es jenseits der Qualifikationsarbeiten weder Zustimmung noch Ablehnung, also auch keine Sanktionswahrscheinlichkeit gibt.⁵ Im Streit jedoch reagiert man mit Zustimmung oder Ablehnung, genau das macht den mit diesem Genre verbundenen Zwang aus. Selbst wer ›nur‹ vermitteln will, wird stets ›missverstanden‹ und nur zu oft doch wieder Partei, ob gewollt oder ungewollt.

Zugleich stiftet der Streit kraft seines Themas, um das man streitet, *Gemeinsamkeit*. Er sichert die Selektion von Wichtigem und – im Modus des Streits! – ›unstreitig‹ Relevantem. Konsens und Dissens schließen sich gerade nicht aus. Denn das, worum es geht, ist der Streit, also die positive wie auch die negative Fassung eines Themas – und nicht nur die eine, weil siegreiche oder sachlich ›richtige‹ Seite. Schaut man dagegen nur auf das sog. Ergebnis

4 Der Literaturstreit ist prominent, aber keineswegs gut erforscht. Das sagt auch Wilfried Barner in seinem Forschungsbeitrag: Was sind Literaturstreite? Über einige Merkmale, in: *Literaturstreit*, hg. von Hans-Jürgen Bachorski, Georg Behütens und Petra Boden (Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 47, 2000, H. 4), S. 374-381. Auch die DDR-Germanistik hat – gelegentlich – den Streit als eigenes Phänomen thematisiert, ihn allerdings als Epiphänomen gewertet für die Herausbildung des ›bürgerlichen Literaturzeitalters‹. So auch: Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leistner, Debatte – Streit – Fehde. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland um 1800, in: *Weimarer Beiträge* 33, 1987, H. 4, S. 533-557.

5 Wissenschaftliche Wahrheit ist in einem Fach, das *auch* feinsinnige Interpretation, politisches Engagement und personale Bildung hochschätzt, nur in Ausnahmen die bestimmende Form disziplinärer Kommunikation.

eines Streits, wird darüber das eigentlich wichtige(re), also der Streit als ein Genre der wissenschaftlichen Kommunikation, als letztlich unwichtig nicht (mit-)gedacht.

Ein weitere genuine Leistung macht den Streit erst recht zur funktionalen Lösung für die Literaturwissenschaft und ihr Gegenstands-Findungs-Problem: Dem Literaturstreit gelingt es, Literatur, Öffentlichkeit, Gesellschaft *und* die Literaturwissenschaft in einer einzigen kommunikativen Form *zu koppeln*. Der Streit findet quer zu diesen Aufteilungen statt, d. h. als Streit lässt er sich nicht eindämmen. Er zieht nicht nur die zunächst Unbeteiligten, sondern auch sehr unterschiedliche Instanzen *als Kombattanten* in seinen kommunikativen Bann. Ein Literaturstreit schafft sich so eine geradezu »überwältigende« Resonanz: Er ist nicht nur keine »Privat-Fehde« unter den unmittelbar Beteiligten. Er ist auch mehr als ein Fall für Spezialisten, mehr als eine Story für das Feuilleton, und er ist auch mehr als nur eine Aufregung des interessierten Lesers.

Wie weit ein solcher Streit auch in die Selbstreflexion des Fachs eingreift und einen wissenschaftshistorischen Rang erreicht kann, belegt – als Exempel auf die These – Max Wehrli in seiner Einlassung auf den Züricher Literaturstreit und dem mit ihm verknüpften »Ende« der werkimmanenten Methode: »Man kann« so Wehrli bereits in sehr kurzem zeitlichen Abstand zu Staigers Rede, »in diesem Fall so etwas wie eine Wende fast auf den Tag genau bezeichnen – den Tag von Staigers Preisrede eben.«⁶

III.

Ein Beispiel – der »Züricher Streit« – ist genannt, und damit ist auch die Frage angeschnitten, welches die für unseren Zeitraum wichtigsten Literaturstreite sind. Auch der »deutsch-deutsche Literaturstreit« von 1989 ist ein sicherer Kandidat.⁷ Nicht ganz so deutlich in der ersten Reihe stehen die entsprechenden Ereignisse »um 1968« – siehe Kursbuch Nr. 15 und der Slogan »Tod der Literatur« –, sowie die Debatten um die »Hessischen Rahmenrichtlinien«. Ein Streit, der damals ausdrücklich auch die parteiungebundene Kultus- und Wissenschaftsbürokratie umfasste, und der in dieser Resonanz noch einmal zeigen kann, was ein solcher Literaturstreit hier zu leisten vermag.

Schon die knappe Zeit des Vortrags macht eine Begrenzung notwendig. Dies ist jetzt nicht der Ort, um gleich eine Geschichte des Literaturstreits zu

6 Max Wehrli, Deutsche Literaturwissenschaft, in: Felix Philipp Ingold (Hg.), *Literaturwissenschaft und Literaturkritik im 20. Jahrhundert*, Bern 1970, S. 20. Staiger hat seine Rede »Literatur und Öffentlichkeit« am 17.12.1966 gehalten. Zuerst gedruckt dann in der »NZZ« vom 20.12.1966.

7 Aus amerikanischen Abteilungen weiß ich, dass man im Rollenspiel die Seiten durchspielt.

skizzieren. Im Übrigen braucht das Argument auch keine vollständige Einbettung in die Geschichte des Literaturstreits. Wichtig ist – über den systematischen Stellenwert des Streits in der Selbstreflexion des Fachs hinaus – an dieser Stelle nur, dass es bei all diesen Fällen um Gegenwartsliteratur geht.⁸

Selbst die Beschränkung auf nur zwei Streite, den Züricher und den deutsch-deutschen von 1989, ist in diesem Rahmen kaum zu bewältigen. Dass es überhaupt versucht werden kann, liegt an der Materiallage. Beide Ereignisse sind gut dokumentiert, und das meint sowohl Quellen wie Kommentare bis hin zu umfassenderen Rekonstruktionsversuchen. Das ist, so die hier vorgeschlagene funktionale Sicht auf den Literaturstreit, auch nicht anders zu erwarten. Bei einem Ereignis von solcher Relevanz ist die lückenlose Dokumentation nur angemessen.

Für den Züricher Streit habe ich vor allem bei Michael Böhler nachgeschlagen, das ist ein Text aus dem Rückblick. Zunächst soll Böhler die Frage beantworten: Worum ging es damals? Aus dem historischen Abstand, so die Antwort, fallen die »hohen Erwartungen« auf, »die in die Kontroverse gesetzt« wurden. Man habe allgemein davon gesprochen, dass etwas »Entscheidendes passiert sei«, und allen Beteiligten sei ein »hoher Ernst« eigen gewesen.⁹ Was war der Einsatz der Debatte? Staiger sprach als ein von der Öffentlichkeit geehrter Professor, als ein Anwalt der Öffentlichkeit, ja als ihr Sprecher. Er formulierte deren Erwartungen und Forderungen gegenüber der Literatur – und wohl auch gegenüber der Literaturwissenschaft.

Hier die zwei Hauptpunkte seiner Intervention: 1. Ästhetischer Rang und Sittlichkeit eines Autors stehen in einer Beziehung zueinander. Bloße Originalität konstituiert demgegenüber noch keine ästhetischen Werte. Es gibt verbindliche sittliche Grundbegriffe wie »Gerechtigkeit, Wahrheit und Maß« – und es müsse eine sittliche Gesinnung geben als »einen Sinn, und sei er wie immer beschaffen, für die Gemeinschaft« (so Staiger in seiner Rede). 2. Die moderne zeitgenössische Literatur lasse aber diese Gesinnung vermissen. Neue Romane wimmelten von »Psychopathen, von Scheußlichkeiten großen Stils«. So Staiger, den man hier im Original lesen muss, damit man die Diktion der Schmä- und Hetzrede spürt und gewahrt wird, wie sie auch jetzt

8 Die Verhältnisse in der Mediävistik können davon abweichen. Möglicherweise dominiert dort stärker die philologische Tradition als Zentralreferenz für die Frage nach dem Gegenstand.

9 Michael Böhler, Der »neue« Züricher Literaturstreit. Bilanz nach 20 Jahren, in: Albrecht Schöne und Helmut Koopmann (Hg.), *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII Internationalen Germanisten-Kongresses*, Bd. 2, *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*, hg. von Franz-Josef Worstbrock und Helmut Koopmann, Göttingen 1985, S. 250-262, hier S. 252.

noch Spontan-Reaktionen auslösen kann – und so genau das tut, was hier nur als kommunikativer Mechanismus beschrieben, nicht aber wieder aufgeführt und schon gar nicht bewertet werden soll.

Im Streit selbst wurde nur diese zweite These diskutiert. Nur sie war im Streit manifest. Denn die erste These, so wieder Böhler, sei eher »verdeckt« gelaufen, was Staiger veranlasst hat, in einem offenen Brief an die Herausgeber des Dokumentationshefts der Zeitschrift »Sprache im technischen Zeitalter« seinen Einsatz als Leitfrage noch einmal klarzustellen: »Ob sittliche Gesinnung irgendwelcher Art zu einem Dichter gehöre, der den Wechsel der Jahrhunderte überdauern will, und ob man vom Dichter fordern dürfe, dass er sich einer gegenwärtigen oder künftigen Gemeinschaft gegenüber verantwortlich fühle.«¹⁰

Zum Verlauf. Die allermeisten der – bekannt gewordenen – Stellungnahmen waren gegen Staiger. Oft wurde *ad hominem* argumentiert, nicht selten kamen die behaupteten Pathologien aus seiner Schmähere zurück, jetzt auf ihn und seine »Unsachlichkeit« und seine öffentliche »Entgleisung« gemünzt. Gleichzeitig hat auch die Gegenpartei jenen hohen Ernst und die hohe Bedeutsamkeit des Streits für die Zukunft der Literatur *und* des Fachs behauptet – und als Feuer für weitere Stellungnahmen verstanden wissen wollen. Der Streit hat sich damals – dank der Intervention von Max Frisch – ganz auf das Staigersche Verdikt gegen die zeitgenössische Literatur (der Moderne) eingeschossen. Heute, und dafür ist Böhlers Artikel ein Beispiel, wird der Streit in die Geschichte zurückverlängert, vor allem ins 18. Jahrhundert (Schiller, Bürger; Volksdichter, Epos).

Das zweite Beispiel: Der »deutsch-deutsche Literaturstreit« von 1989 war bis eben aktuell. Die Fronten sind noch präsent, und sie können deshalb hier auch vorausgesetzt werden. Auch hier stand als Auslöser die bereits aus dem Züricher Streit bekannte Frage, worauf sich der Ruhm eines Dichters oder einer Literatur eigentlich gründet oder gründen soll. Die Frage entzündete sich am sprechenden Romantitel von Christa Wolf »Was bleibt« – und der dann von hier aus geführten Debatte, ob dies alles noch als Kritik an einem undemokratischen Regime anerkannt werden könne, oder ob nicht die Bereitschaft, dieser für die DDR-Literatur repräsentativen Autorin eine so hohe moralische Autorität zuzubilligen, ihre reale Position als »Staatsdichterin« verkenne. Der Streit selbst spielte so im Rahmen der gleichen Themen: Es ging um Ästhetik und Moral, und all dies stets im Kontext einer gesellschaftlichen Wirkung und Verbindlichkeit von Literatur. Und auch hier fällt die enorme persuasive Kraft auf, mit der dieser Streit stattfand bzw. die er in seinem Ver-

lauf freigesetzt hat. Im Streit wurde sagbar, was andernorts nicht gesagt wurde oder gesagt werden konnte. Die in den Bereichen Politik, Wirtschaft oder Rechtswesen ausgefallene Debatte über die Wiedervereinigung wurde nur hier, auf dem Gebiet der Literatur, geführt – bis hin zur Behauptung, dass am Ende beide deutsche Literaturen am selben »Fehler« gescheitert seien: zuviel Moral, zuviel Gesinnung, und zuwenig (internationale) Modernität. Aber auch diese Streitrunde, und das ist in diesem Kontext ungleich wichtiger, hat ihre Abwertung wiederum nur begründet mit der hohen, ja höchsten Wertschätzung für die Literatur: Verhandelt wurde weniger Ost und West, DDR und BRD, sondern die Literatur selber.

IV.

Am Schluss – und nach dieser übermäßig knappen Einlassung auf die historischen Beispiele – reicht es nicht zu einer *conclusio*. Allenfalls erste mögliche Ergebnisse sind festzuhalten. Ein Streit behauptet gerade um seiner kommunikativen Wirkung willen seine Einzigartigkeit. Die Protagonisten sind, natürlich, stets andere, die historischen Kontexte wie immer einzigartig, und der jeweils erreichte Stand der Reflexion selbstredend weiter fortgeschritten als noch beim letzten Streitfall. Und doch sind dies eher randständige Eigentümlichkeiten des Streits, oder, wie Reinhard Baumgart aus großer Erfahrung gesehen hat, bloße »Oberflächendifferenzierungen.«¹¹ Darunter laufen Konstanten, Werte, Traditionen und Konstellationen, die sich durch keinen Streit haben erledigen lassen, und sei er noch so lange und ausführlich geführt worden. Kern dieser in der brisanten Aktualität des Streitens jeweils verdeckten Kontinuität ist die über alle Einzelpositionen hinweg *ausagierte* Unterstellung, wonach das, worum es eigentlich geht, also die Literatur, eine essentiell soziale Qualität habe. Es ist diese *gesellschaftliche Verpflichtung des Mediums*, die als verborgene Gemeinsamkeit die Bedingung dafür ist, dass man überhaupt streiten kann – und nicht desinteressiert allenfalls zuschaut, im Übrigen aber nur die je eigenen Vorlieben und Überzeugung pflegt oder sich gleich ganz als kalter Experte allein mit seinem Spezialgebiet – also den Sachen – beschäftigt.

Sollte dies zutreffen, wäre der Literaturstreit – sind wir vorsichtig, und beschränken wir uns auf die Spanne der Exempla – die periodisch wiederkehrende Erneuerung dieses emphatischen Literaturbegriffs. Der Streit kann darin mehr, als nur ein Dogma zu repetieren. Er *revitalisiert* vielmehr dieses Gegenstandsverständnis, weil er das, was richtig oder angemessen ist, nicht

¹⁰ Emil Staiger, Offener Brief an den Herausgeber als Schlußwort, in: *Sprache im technischen Zeitalter* 22, 1967, Dokumentationsheft, S. 206.

¹¹ Vgl. Reinhard Baumgart, Der neudeutsche Literaturstreit. Anlaß – Verlauf – Vorgeschichte – Folgen, in: *Text und Kritik* 13, 1992, S. 72–85.

als bloße Selbstverständlichkeit oder Credo einer Tradition mehr oder minder lau weitergibt: Er führt es als ›Streit-Sache‹ *publikumswirksam* auf. Der Streit provoziert kraft seiner Rhetorik (Übersteigerung, Polemik, Zuspitzung, Attacke, Schmährede, Unterstellung etc.) die Parteinahme, das ist sein kommunikatives Kalkül. Ist der Streit einmal ausgebrochen, ist schwer; ›neutral‹ zu bleiben oder alle Positionen soweit als bloße Meinungen abzuwerten, bis man selber nicht mehr reagieren muss. Man wird Partei – und indem man das ist, kommt zu einer nur kognitiven Einsicht jenes Quantum an Engagiertheit hinzu, das sicherstellt, dass auch eine neue Generation von Literaturwissenschaftlern ein *motiviertes Gegenstandsverständnis* akzeptiert, ja mehr noch: dass auch die neue Generation in dieser Art der Gegenstandsbestimmung sich der eigenen Identität vergewissert – und zwar sowohl als Fachgemeinschaft wie als interessierte Leserschaft. Im Streit findet so eine Apologie der Literatur statt, in der es – natürlich – keine wirklichen Verlierer gibt: Die simple Empirie, dass es überhaupt einen Streit als so intensive Anteilnahme am Schicksal der Literatur gibt, ist bereits das, was es braucht: ein *unbestreitbarer Tatsachen-Beweis* für die soziale Existenz der Literatur.

Nach diesem Schema, das in seiner Variationsfähigkeit mehr ist als ein ›bloßes Schema‹, regelt das Fach sein Gegenstandsproblem. Nachzutragen ist, dass dieses Schema als solches auch nicht von ›politischen‹ Unterscheidungen wie rechts vs. links oder konservativ vs. progressiv außer Kraft gesetzt wird. Eher ist es umgekehrt, dass im Streit auch diese allgemeinen Unterscheidungen in den jeweiligen Literaturstreit hineingezogen werden. Und selbstredend ist der Streit durchsetzungsstärker als jede Methodendebatte oder dem Fach von fachfremden Kollegen oder ›von berufener Warte‹ aus anempfohlene Lösung.

Bleibt ganz zuletzt die Frage, wie man – wie die Literaturwissenschaftler – diese facheigene Lösung des Gegenstandsbezugs werten. Im skeptischen Urteil kann man im Streit auch eine Abwesenheit von kognitiver Vernunft sehen, den kühlen Kopf des Wissenschaftlers vermissen – und so das, was hier immer wieder von Neuem aktualisiert wird, als einen, so auch Weimar, andauernden ›metaphysischen Überschuss‹ kritisieren.¹² Alternativ dazu steht das Argument, dass dieses Fach ein proprietäres Gegenstandsverständnis braucht, da andernfalls das systematische Sensorium fehlte, um es mit einem Gegenstand aufnehmen zu können, der in dieser Gesellschaft ganz entscheidend als ein ›ausgezeichneter‹ zirkuliert. Literatur ist, so diese Vorgabe, als Literatur *gelingen*, oder es ist gar keine. In der langen Tradition des Fachs steht dafür auch die Selbstverpflichtung auf eine in die Disziplinarität eingelassene *admiratio*: Indem man sich mit Literatur ›professionell‹ beschäftigt,

wird sie zugleich und vor allem bewundert – und erscheint erst recht, *weil auch von Wissenschaftlern bewundert*, als bewundernswert. Für die Linguistik – und damit kommen wir zurück zur Ausgangsfrage – ist dieses Ergebnis eine Absage an ein gemeinsam verantwortetes Gegenstandsverständnis. Dafür sind die Linguisten, so ist zu vermuten, auch die besseren Wissenschaftler, wie dies schon Jens Ihwe formuliert hat. Anders allerdings als noch zu Beginn der 70er Jahre ist jetzt zu vermuten, dass an dieser Präferenz für eine motivierte Form des wissenschaftlichen Gegenstandsbezugs auch kein – von der Linguistik und ihrer strengeren und reineren Wissenschaftlichkeit dominierter – Vereinigungskongress etwas ändern wird. Aber die Kompatibilität mit der Linguistik ist vielleicht ohnehin nur ein Teil des mit dieser Lösung sich unvermeidlich stellenden Anschluss-Problems: Der Nachteil einer jeden proprietären Lösung, so das allgemeine Wissen (der Software-Branche), ist deren mangelnde Interoperabilität, also die Unfähigkeit, mit anderen Lösungen zusammenzuarbeiten. Wenn das so ist, dann ist auch das die Fächer verbindende ›und‹ im Tagungsthema ›Linguistik und Literaturwissenschaft‹ nicht zu halten. Zu wissen, dass dies so ist und vielleicht auch ein Stück weit, warum dies so ist – auch das wäre ein, wenn auch nicht gewolltes, Ergebnis.

¹² Vgl. Klaus Weimar, Literatur, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 2, hg. von Harald Fricke u. a., Berlin, New York 2000, S. 443-448.